

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

112 (15.5.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 37

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 37.

Karlsruhe, Freitag den 15. Mai 1914.

34. Jahrgang.

Uebervölkerung.

Man hat unter anderen Fragen wohl auch die aufgeworfen: ob die Bevölkerung in einem Staate nicht zu groß werden könne? Unseres Erachtens ist zwar der faule und untätige Bürger, bei jedem Staate der Bevölkerung allemal überflüssig, und um sich selber zuviel da; wann aber mit zunehmender Bevölkerung in demselben Maße Ackerbau, Gewerbe und Handel in richtigem Gleichmaße zu einander ebenfalls zunehmen, so kann das Land wohl nie zuviel Bewohner haben; denn die Ergiebigkeit der Natur bei zweckmäßiger Behandlung dürfte sich unendlich finden.
J. G. Fichte.

Der Stärkste.

Verechttigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von A. Quist. (Nachdr. verb.)

Träl, der Sklave, ging auf dem Hofe umher und war trüben Sinnes, denn Björn, sein Herr, hatte ihn geschlagen. Darum haßte Träl ihn, aber er zeigte seinen Haß nicht in Worten. Hinter Björns Rücken ballte er jedoch die Hände und murmelte furchtbare Flüche. Das wagte Träl, weil es keiner hörte und sah und er darum vor Björns Peitsche sicher war.

Auf dem Hofe gab es noch viele Männer, die Sklaven waren. Die einen fronten auf dem Acker, die anderen in der Schmiede, denn Björn war ein Bauer und großer Waffenschmied, der viele Leute brauchte. Die arbeitenden Männer waren fleißig und trugen schmeigend schwere Lasten; auf dem Acker verbrannte sie die Sonne und in der Schmiede das Feuer der Esse. Das aber fühlten sie nicht so schlimm wie die Schläge von Björns Peitsche. Es wagte aber dennoch niemand, sich aufzulehnen, denn alle glaubten, daß Björn der Stärkste sei und Macht von seinen Göttern erhalten habe. Darum konnte er auch tun, was er wollte, Gutes mit Bösem vergelten, Fleisch mit Fußtritten.

Seinen Sklaven gab er nur karge Kost. Hungerige Hunde jagen am besten, meinte er. So hatte er es von Anfang für richtig gehalten und niemand wagte, ihm zu widersprechen. Aber Träl, dem der Hunger und die Peitsche am meisten gehörten, ging in Einsamkeit und grübelte.

„Träl haßt“, sagten die anderen Sklaven.
„Ich denke“, antwortete Träl.
Die anderen spotteten darüber; es gab aber auch welche, die meinten, er mache sich über sie lustig.

„Denken — niemals kann ein Sklavenmann denken“, sagten sie zu ihm. „Nur ein Herrenmann kann denken, so wollen es die Götter. Der hat das heilige Feuer in sich, aber kein Sklavenmann, dem nur die Peitsche auf den Rücken gebührt und der Pfug in die Hand oder der Schweif am Feuer.“

So glaubten sie, denn das hatten sie von ihrem Herrn so gelernt. Und was einem von Kindheit an eingeprägt worden ist, ist heilig und niemand kann es zertören.

Träl aber ging immer noch und sann und sann. Als er eines Tages mit seinen Gedanken zu Ende gekommen war, begann er zu singen.

„Armer Träl“, sagten die Männer, „erst wollte er denken und nun singt er gar. Sicher haben die Götter ihn ganz verwirrt.“

Nun bedauerten sie ihn, weil sie meinten, er sei unglücklich. Dabei wäre es wohl auch geblieben, wenn sich nach einiger Zeit bei Träl nicht wiederum eine Veränderung gezeigt hätte. Stark so gebeugt zu gehen wie die anderen, reichte er seinen Rücken, gerade so wie Björn und dessen Sippe, die Steine gemüht gerichtet. Anfangs glaubten sie, es käme von seiner Verwirrtheit und meinten,

die Frauen das Wahlrecht erhalten hätten, da die Angelegenheit die Frauen am meisten angehe, müßten sie auch im Parlament darüber mitentscheiden können. Die Zeitschrift „Common Cause“ macht jedoch darauf aufmerksam, wie unlogisch es seit würde, wenn das Unterhaus dieses Gesetz zurückstellen wollte, weil der Hutmacherei eine Frauenangelegenheit sei, während es Gesetz betreffend Bekleidung, Lohnämter, Erziehung, Schulspfandung und dergleichen ohne die Mitwirkung der Frauen erledige. Man könne höchstens verlangen, daß keinerlei Gesetz, das die Interessen der Frauen berührt, behandelt werden dürfe, so lange die Frauen vom Wahlrecht ausgeschlossen seien. Das Blatt warnt ganz besonders die Frauenimmigranten, auf den Trüben der Federhändler hereinzufallen. Sollte ihre Resolution, was allerdings nicht zu erwarten ist, wirklich angenommen werden, so würden die Federhändler natürlich alles daran setzen, um die Einführung des Frauenwahlrechts und damit die Möglichkeit einer Verfassungsänderung über das Einfuhrverbot von Schmuckgegenständen zu verhindern.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Du und dein Kind. Heft 1: Das fragende Kind. Heft 2: Das erworbene Kind. Herausgegeben von Otto Kühle. Verlag Buchhandlung der „Görlitzer Volkszeitung“, Görlitz. Preis je 15 Pf.

Die kleinen, billigen, christlichen sollen proletarische Eltern auf gemüßigende Weise in die wichtigsten Fragen der sozialistischen Kindererziehung einführen und mit den Elementen des Jugendschubes vertraut machen. Sie bilden den Anfang einer pädagogischen Bibliothek für Arbeiterfamilien. Weitere Bestände werden das eigenständige, das lügenhafte, das aufwühlende, das spielende Kind usw. behandeln.

Die Athletik. Organ des Arbeiter-Athletenbundes Deutschlands. Erschienen ist die Nr. 5 des 8. Jahrgangs. Aus dem Inhalt: Auf zum Feste der Arbeit. Sport und Nervensystem. Es wird wieder Frühling. Arbeiter-Sportvereine kontra moderne Arbeiterbewegung. Waben, Wurschen und Hansnaren. Antisemitische Wandervogelvereine. Dies und das. Preis der Nummer 15 Pf.

Deutsche Industriearbeiter-Zeitung. Zeitschrift für die sozialen Interessen der technischen Privatangestellten. Organ des Bundes der technisch-industriellen Beamten. Die Nummer 19 des 10. Jahrgangs ist anlässlich des 10-jährigen Bestehens des Bundes als Festschrift erschienen. Die Aufmachung ist eine sehr schmeckliche, der Inhalt sehr reichhaltig. Wir nennen aus dem Inhalt: Technik und soziale Frage. Von Heinz Rothhoff. — Der Techniker in der Gegenwart. Von Alfred Thimm. — Die Etappen der deutschen Angestelltenbewegung. Von Karl Schlich. — Die Grundlagen der Bundesbewegung. Von Otto Schweitzer. — Das Nützliche des Bundes. Von Bernhard Sandrod. Zur Ethik der Gewerkschaft. Von Dr. Rudw. Heide. — Den Schluß bilden eine Anzahl interessanter Dokumente aus der Bundesbewegung, so den Gründungsauftrag im „Technischen Monitor“, der erste Bericht in der Tagespresse, die erste Mitgliedsliste, die erste Karte, der Bundesverband bayerischer Metallindustrieller, das Inzerat des Bundes in den Tageszeitungen, das erste Cabete, Aufruf zum Eisenkonstruktivkreis und schließlich das Reichsgerichtsurteil in einem vom Bunde geführten Prozeß. Die Industriearbeiter-Zeitung erscheint wöchentlich und wird den Mitgliedern des B. t. i. B. unentgeltlich geliefert. Bezugspreis durch die Post halbjährlich 10 Mk. Preis der Zeitschrift 2 Mk.

„Der Naturarzt“, 42. Jahrgang, Nr. 5 (Ausgabe 161 000). Red.: Dr. med. Schönenberger und Oskar Mummert, Exp.: Berlin SW. 11. Preis jährlich 8 Mk. Probenummern frei. — Aus dem Inhalt: Dr. F. Schönenberger: Die Blähsucht. — Dr. med. G. Niedlin: Der notwendige Blinddarm. (Mit Illustration.) — Hans Paasche: Die Federmode. — Stefan Steinmetz: Zur Protfrage. — Oskar Mummert: Der Kampf um die Wahrheit. — Wirkung der Luft- und Sonnenbäder. — Soll man die Mandeln schneiden? — Die Schulleistungen der Kinder hängen mit vom Zustande des Körpers ab. — Aus der Zeit: Arbeiter-Aufklärung. — Prof. Strümpell über die Naturheilkunde usw. — Bücherschau. — Beilagen: F. Bruns: Dürren Verwandte heiraten? — Bananen als Nahrungsmittel. — Vermischtes. — R. Leube: Von den Kleinspizgen (Wänter) und ihrem Einflusse auf unser Wohlergehen. — Margarete Stüttgen: Vignenz Friechnitz, eine Jugendgeschichte. —

Aber dann legt die Verfasserin dar, wie die Eltern trotz aller sozialen Ursachen der Erziehungsnot sich erzieherischen Fragen gegenüber nicht mit unserem allgemeinen Kampf um eine bessere Gesellschaftsordnung begnügen sollen. Ausgehend von ihrem eingangs erwähnten Grundsatze: Das Haus ist der stärkste Erziehungsfaktor, zeigt sie die Notwendigkeit und gibt dem gewandelten Elternhaus auch die Wege an, die Kinder von heute mit der Moral und dem Geiste unserer Bewegung zu durchbringen. Sie zeigt die elterliche Verpflichtung, sich des Alkohols zu enthalten, gibt über die körperliche Erziehung praktische Rathschläge, um möglichst gesunde, kräftige Menschen zu erziehen. Im Anschluß daran betritt sie das Gebiet des Geschlechtlichen in der Erziehung — ein Boden, auf dem die heutige Gesellschaft unter allüberlieferten Einflüssen in ganz verkehrter Weise verfährt und auf dem auch unsere Genossinnen wohl vielfach eine ganz enge, unbeholfene und schiefere Stellung einnehmen.

Es ist ganz verständlich, im Rahmen dieses Artikels dem Inhalt der feingehaltenen Schrift gerecht zu werden. Nur hinweisen wollen wir auf sie und das Interesse unserer Genossinnen auf sie lenken. Die Verfasserin wünscht, daß die Schrift kapitelweise an den Diskussionsabenden gelesen wird, und zwar so, daß eine Vorleserin vorliest, während die übrigen nachlesen, daß also alle Teilnehmerinnen ein Exemplar der Schrift in Händen haben. An jedes Kapitel kann eine Diskussion angeschlossen werden. Ergeben sich dabei Unklarheiten oder tauchen gegenstrebende Meinungen auf, wird die Verfasserin den Leitern der Diskussionsabende dankbar sein, für die Uebersmittlung solcher Erfahrungen. Mit ihrer Hilfe würde es möglich werden — sofern sich das als notwendig erweisen sollte — in späteren Auflagen die Schrift immer vollständiger den Bedürfnissen der proletarischen Frauenwelt anzupassen.

Wie alle bisher erschienenen Broschüren der Sozialdemokratischen Frauenbibliothek, so wird auch diese bei Massenbezug durch die Organisation von der Buchhandlung Vorwärts zum Preise von 8 Pf. geliefert.

Kleine Nachrichten.

Hilfe für Heimarbeiterinnen? Um der grenzenlosen Ausbeutung der Heimarbeiterinnen etwas entgegenzuwirken, hat die Stadt Frankfurt a. M. einen anerkennenswerten Versuch gemacht. Es wurde beschlossen, daß alle Aufträge der Stadt an Unternehmer für die Heimarbeit nur solchen Bewerberinnen gegeben werden dürfen, die die von der städtischen Arbeitsvermittlungsstelle festgesetzten Mindestlöhne zahlen. Die Einhaltung dieser Mindestlöhne wird von der Arbeitsvermittlungsstelle selbst kontrolliert. Diese scharfe Kontrolle soll eine gewisse Einwirkung auf die Löhne aller Heimarbeiterinnen in Frankfurt a. M. herbeiführen.

Die Maßnahme ist gut gemeint, doch kann sie nur in einem sehr engen Umfange nützen. Eine wirklich wirksame Hilfe wird den Heimarbeitern erst dann werden, wenn sie sich organisieren und durch ihre Organisation für Besserstellung ihrer Lage und ihrer Arbeitsverhältnisse kämpfen.

Der Praeis des Frauenwahlrechts. In dem nordamerikanischen Bundesstaat Illinois nahmen kürzlich die Frauen zum erstenmal an den Staatswahlen teil. Neben 455 000 Männern waren in Chicago 217 000 Frauen in die Wählerlisten eingetragen. Die Beteiligung an den Wahlen war bei den Männern und Frauen dieselbe. Von den Männern übten 72 Prozent, von den Frauen 73 Prozent das Wahlrecht aus. Im Vordergrund des Wahlkampfes stand ein Gesetz über die Beschränkung des Handels mit geistigen Getränken. Dies hat die starke Beteiligung der Frauen am Wahlkampf und an der Abstimmung zur Folge gehabt, und eben dadurch ist es den Frauen auch gelungen, einen großen Einfluß nach der Richtung der Mäßigkeit hin auszuüben.

Es zeigt sich hier dasselbe Bild wie schon früher in den Ländern mit Frauenwahlrecht: Die Frauen benutzen ihre politische Macht, um den Alkoholenutz mit gesetzlichen Maßnahmen einzuschränken. Das ist gewiß eine hocherfreuliche Wirkung des Frauenwahlrechts!

Eine Falle. Dem englischen Unterhaus liegt ein Gesetzentwurf vor, der die Einfuhr von Schmuckstücken exotischer Vögel unterjagen will. Die „Federn Bill“ fand auch bei den Frauen große Sympathien. Die Gewinnung der Federn ist zum großen Teil mit unerhörten Grausamkeiten an den Vögeln verbunden; außerdem wird das Aussterben der edelsten Vogelrassen befördert.

Die Federhändler sind begreiflicherweise in großer Erregung und sie bekämpfen das Gesetz mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Dabei bedienen sie sich neuerdings eines Tricks, auf den, wie es scheint, auch einige Frauenorganisationen hereingefallen sind. Sie verlangten nämlich in einer Resolution, daß die Bill so lange zurückgestellt werden solle, bis



„Ich nehme an, Freiheit ist schön und ein Haus ist ebenfalls gut. Ich bin dein.“
Da wandte Björn sich zur Sklavenschar:
Dieser ist jetzt der Mann, der mit am nächsten steht.
Dem sollt ihr gehorchen, wie ihr mir gehorcht!
Das konnten sie nicht begreifen, denn es erschien ihnen
zu wunderbar. Aber Björn wollte es so und darum mußten
sie gehorchen, denn Björn war in ihren Augen noch
immer der Stärkste.
So erging es den Sklavemännern in alten Zeiten
und so wird es ihnen so lange ergehen, bis auch sie an-
fangen zu denken.

Caesar Fleischlen.

1864. — 12. Mai. — 1914.

Die deutsche Literatur leidet an einer Ueberproduktion
sondergleichen, ganz besonders in den schöngeistigen Fächern.
Alljährlich werden tausend und aber tausend Bände von Ge-
dichten, Romanen, Dramen, Epem usw. auf den Buchmarkt ge-
bracht — und kein Mensch kauft und liest sie. Jeder, der im-
mer noch auf Schmeiz und Mut auf Gut zu reimen, häßt
sich für einen benachteiligten Poeten. In zahlreichen Zeitschriften
und Zeitungen findet er die Adressen gefälliger „Verleger“, die
seine „Werke“ zu günstigen Bedingungen in Verlag nehmen
und drucken lassen. Die Sache kostet den Dichtling nur ein
paar hundert Markter und die staunende Mitwelt sieht bald
wieder hier und da in obliquen Buchläden dünne, dicke, lange
oder je nach Umständen mit grellfarbigen Leinbänden aufstau-
en, auf welchen in pompösen Wappentypen die Namen der ge-
hehrten Publizisten ein neu entdecktes dichterisches Genie vorge-
stellt wird.

So oder doch so ähnlich beschaffen war der Weg, auf wel-
chem die meisten belächelten und kritischen Werke an die Oefen-
tlichkeit gelangten und noch kommen. Dies System erklärt
die Ueberfülle verdrückten Papiers, das alljährlich in Buchform
auf den literarischen Markt geworfen wird — und es erklärt
auch zu einem guten Teile die sonderbare Tatsache, daß die
Werke der reinigen echten Dichter, die wir besitzen, ebenfalls
sehr oft recht lange Zeit unbekannt bleiben oder nur von wenigen
literarischen Feinsinnigern genossen werden.

Der Schicksal Caesar Fleischlen, welche in diesen
Tagen sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet, gehört ebenfalls
zu denjenigen, deren Namen, geschweige Werke, kaum in brei-
terer Lesart bekannt sind und die es ihrer dichterischen
Qualitäten wegen verdienten, zu unseren meist gelese-
nen Schriftstücken zu gehören. Es ist gesagt worden, daß ein
Schriftsteller um so bedeutender sein müsse, je weiter er das
Ausmaß der Stoffe zu seinen Gestaltungen abdeckt. Ganz sicher
aber muß ein Dichter über das Durchschnittsmaß hervorragen,
wenn er mit gutem Gelingen unternehmen konnte, Fragen
höchster Menschheitsbedeutung, Fragen der Weltanschauung,
dichterisch zu gestalten. Fleischlen hat schwer um seine Welt-
anschauung gerungen, hat vor allem den Kampf der religiösen
Zweifeln, den Kampf um Gott, der an jeden Denkenden, welcher
nur die offizielle Schul- und Religionsweisheit genöß, einmal
herantritt, mit sich ausgefochten. In seinem prachtvollen
Drama „Martin Lehnhardt“ stellt er dar, wie es ihm
dabei erging, wie es jedem Menschen heute noch dabei ergehen
muß. Noch immer herrschen offiziell die alten christlichen
Dogmen, die Leben und Sitten des Menschen von der Geburt
bis ins Grab in ihre spanischen Stiefeln zwingen und alle ver-
dammen, die sich ihnen, trotz ihres Weitzes und Verstandes, ent-
ziehen. Noch gilt wie in den finsternen Tagen des Mittelalters,
was Goethe dem kaiserlichen Kanzler im 2. Teil des „Faust“
sagen läßt:

„Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen,
Deshalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Eünde, Geist ist Teufel,
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterding!“

Fleischlen's freigeistiger Theologe im „Lehnhardt“, der sich
trotz aller Weisheit einer übergeordneten Behörde etc. pp. das
Recht freier Kritik und Auffassung religiöser Dinge nicht be-
geben will, sagt daselbe: „Wozu denken! Was sollen denn
Kirche und Staat mit Menschen, die denken! Sie dächten ja
gleich den ganzen Stempel über den Haufen!“ Heute verbrennt
man die Atheisten nicht mehr, aber man jagt sie aus Lohn und
Brot, wenn sie im Dienste der Kirche oder des Staates stehen,
an deren geheiligten und überlieferter Ordnung sie rütteln!
Auch an den „großen, zwischen den Geschlechtern an-
hängigen Prozeß“, um mit Hebbel zu reden, hat sich Fleischlen ge-
macht. Vor allem in seiner Dramendichtung „Foni Schar-
mer“.

Den tragischen Konflikt nimmt er aus dem Zusammen-
berühren der alten Weltweisheiten über geschlechtliche Dinge
mit der ehrlichen, freien Anschauung, die sich der moderne
Mensch auf Grund eigener Ueberlegung, sittlicher Empfindung
und größerer sozialer Einsicht über das Liebesleben, den Liebes-
bund zwischen Mann und Weib zu eigen machte. Leider steht
dieses Werk dem Martin Lehnhardt an dramatischer Schlag-
kraft weit nach, wurde übrigens auch schon vor ihm geschaffen.
Aber dennoch ragt es über die allermeisten modernen Dramen
mit gleichem Inhalt und gleicher Tendenz weit empor. Daß
die Theater diese Dramen Fleischlen's kaum auführen, ist na-
türlich für das „sittliche Empfinden“ derer, welche hauptsächlich
wegen der Größe ihres Portemonnaies für ihren Besuch in
Frage kommen, sehr bezeichnend. Dem Proletariat dagegen, so
wenig er einzelnen Anschauungen Fleischlen's beipflichten kann,
wird ihre Lektüre ein Feiertagsgenuß sein.

Caesar Fleischlen, der am 12. Mai 1864 in Stutt-
gart geboren wurde, ist von Beruf Buchhändler gewesen. In
jungen Jahren kam er nach Berlin und tummelte sich bald im
Gesolge der Jünglingsdeutschen, die unter Führung von Arno Holz,
K. Hensell, der Gebr. Hart u. a. eine Revolution in der deut-
schen Literatur inaugurierten, die lyrische Dichtung von den
Fesseln überkommener Versschwierigkeiten und Rhythmisierungen
befreite und das naturalistische Drama, den Naturalismus in
der Kunst überhaupt, zum Leben erweckte. Freilich, in reiferen
Jahren, als er seine prachtvolle Gedichtsammlung „Aus den
Lehr- und Wanderjahren des Lebens“ herausgab, schrieb
Fleischlen im Vorwort hierzu: „All die Zeiten, für die ich
so leidenschaftlich gekämpft wird, bleiben bei Licht besehen, ganz
in äußerlich technischen Fragen stecken. . . Es gilt, für das
Leben zu schaffen, nicht für technische Seiltänzerereien. . . Was
uns not tut, ist eine Kunst mit dem Ziel und der Kunst Goethe's
und Schiller's, die Kunst einer bestimmten, fester Weltanschau-
ung. . .“ Und eine solche feste Weltanschauung voll lebens-
frohem Optimismus hat sich Fleischlen errungen. Aus allen
seinen Gedichten leuchtet die Hoffnung auf eine bessere Zu-
kunft des menschlichen Daseins hervor. Sie sind ihm dazu bestimmt,
in ihren Lesern die Erkenntnis ihrer Menschenwürde, ihrer
Bestimmung zu einem Leben in Freiheit, Glück und Sonnen-
schein zu erwecken und sie zum Kampfe für den Fortschritt der
Menschheit zu begeistern. Deshalb hat Fleischlen auch dem
Proletariat am meisten zu sagen. Es sind ihm denn auch die
schönsten seiner Gedichte gewidmet, aus seinem Geiste ent-
sprangen sie. Und wenn das Leben, das Gedicht gesellschaftlicher
Verhältnisse nach so schwer auf ihm lastet, wenn ihm im Kampf
und in der Not des Tages einmal die Zuversicht auf das glück-
liche Ende im Befreiungskampf der Menschheit erlischt, dann
müßte es stets Fleischlen's Trostwort gebieten:

Und wenn wir ohne Glanz und Ruhm
Der Dämmerung erliegen
Es werden andre nach uns sein,
Und diese werden siegen!

In seinem nachdenklichen, lesenswerten Buche: „Jost
Seyfried. Ein Roman in Briefen und Tagebuch-
blätter“ gibt Fleischlen ein Bild Autobiographie. Er
schildert darin einen Menschen, „der ausso, Dichter zu werden.“
Wer einen guten Einblick in das künstlerische Wesen
Fleischlen's gewinnen und sich dazu ein paar genügende Stun-
den verschaffen will, möge neben den oben angeführten Dramen
vor allem die Gedichtbände „Aus den Lehr- und Wanderjahren
des Lebens“ und „Vor Alltag und Sonne“ lesen. Hoffentlich
gelingt es dem Dichter noch, diesen Werken recht bald gleich-
wertige Dichtungen zuzugesellen.
B. D.

Allerlei.

In der Hintersauft des Zarismus. Im Jahre 1849 sah
der russische Dichter Fedor Dostojewski als Strafgefangener
in der Kaserne der Festung und sah der Entscheidung
seines Prozesses entgegen. Diese Entscheidung lautete bekann-
tlich auf Todesstrafe, und erst im letzten Augenblick vor der Hin-
richtung wurde der Dichter durch den Zaren zur Verhinderung
nach Sibirien begnadigt. Aus diesen furchtbaren Tagen stam-
men einige bisher noch nicht veröffentlichte Briefe des großen
russischen Romandichters, die in dem nächsten Hefte der von
Wilhelm Herzog geleiteten, im Delphinverlag zu München er-
scheinenden neuen Monatschrift „Das Forum“ zum erstenmal
bekannt gemacht werden. Es sind drei Briefe an seinen Bruder,
von denen die ersten beiden einen Einblick in das Seelenleben
Dostojewski's während der Tage seiner Haft eröffnen. Der
Dichter schreibt: „Von mir kann ich Dir nichts bestimmtes sagen.
Ueber unseren Prozeß weiß ich noch immer gar nichts. Mein
persönliches Leben ist noch ebenso eintönig wie bisher: man
hat mir aber erlaubt, im Garten spazieren zu gehen, wo es fast
siebzehn Bäume gibt. Dies ist für mich ein großes Glück.“

Außerdem bekomme ich in den Abendstunden eine Verze: Meß
ist mein zweites Glück. Das dritte Glück werde ich erleben,
wenn Du mir möglichst bald antwortest und das nächste Heft
der „Räterländischen Annalen“ schickst; ich bin ja in der Lage
eines auswärtsigen Abonnenten und warte auf jedes Heft wie
auf ein großes Ereignis, wie ein vor Langeweile vergehender
Guttschicksal der Provinz.“ Ein ergreifendes Bekenntnis seiner
geistigen Verfassung legt Dostojewski in folgenden Worten ab:
„Seit fast fünf Monaten lebe ich ausschließlich von meinen
eigenen Mitteln, das heißt von meinem Kopfe allein und sonst
von nichts. Diese Maschine ist vorläufig noch im Gange. Es
ist übrigens unpaßbar schwer, nur zu denken, einzig zu denken,
ohne alle äußeren Einbrüche, die die Seele erfrischen und näh-
ren! Ich lebe gleichsam unter der Glode einer Luftpumpe.
Mein ganzes Wesen hat sich im Kopfe konzentriert und ist aus
dem Kopfe in die Gedanken verflüchtigt, obwohl die Gedanken-
arbeit von Tag zu Tag größer wird. Die Bücher sind zwar nur
ein Kropfen im Meere, doch helfen sie mir immerhin. Meine
eigene Arbeit verzehrt aber, wie mir scheint, meine letzten
Kräfte. Uebrigens macht sie mir viel Freude.“ Die ershütternde
Bilder „menschlichen Urkunden“ ist aber der Brief, den
Dostojewski am Tage seiner Hinrichtung, das will sagen: nach-
dem er unmittelbar vor dem Tode gestanden hatte und begnadigt
worden war, geschrieben hat. Dieser Brief lautet: „Heute
am 2. Dezember, wurden wir alle noch dem Semjonow Platz
verbracht. Dort verlas man uns das Todesurteil, ließ uns das
Kreuz kriegen, zerbrach über uns den Kränzen den Kopf und
machte uns die Todesstolze (weiße Hemden). Dann stellte
man drei von uns vor dem Pfahle auf, um das Todesurteil zu
vollstrecken. Ich war der sechste in der Reihe: wir wurden in
Gruppen von je drei Mann aufgerufen, und so war ich in der
zweiten Gruppe und hatte nicht mehr als eine Minute noch zu
leben. Ich dachte an Dich, mein Bruder, und an die Dingen:
in dieser letzten Minute standest Du allein vor meinem Geiste;
da fühlte ich erst, wie sehr ich Dich liebe, mein geliebter Bruder!
Ich hatte noch Zeit, Pleichschew und Durow, die neben mir
standen, zu umarmen und von ihnen Abschied zu nehmen.
Schließlich wurde Retraite getrommelt, die an den Pfahl Ge-
bundenen wurden zurückgeführt und man las uns vor, daß
Seine Kaiserliche Majestät uns das Leben schenke. Dann wur-
den die endgültigen Urteile verlesen. . .“

Dichter an die Front! Diesen Kampfruf erhebt Max Dreher
in den „Rosten“, der Halbmonatsschrift des Düsselborcker
Schauspielhauses. Es gibt — so schreibt er — Leute genug, die
sich als Cherubim mit flammenswerten aufpflanzen und den
Dichtern den Weg zur Gegenwart wehren. Sie meinen, hier
hätten die Dichter nichts zu suchen, denn hier kämpften leben-
dige Meinungen, Dichter dürften aber keine Meinungen haben,
das sei Verrat an der Kunst. „Sie haben ein Wort zur Hand,
scharf schon im Klang wie eine Messerlinge. Damit schneidet
sie sich die Kehle ab, sobald sie es wagt, etwas auszusprechen,
was einer Ansicht nur ähnlich ist. Tenbe n a heißt das Wort.“
Davon sollten sich aber die Dichter nicht beirren lassen. „Laßt
sie rufen. Fürchtet euch nicht vor ihren flammenswerten
oder ihren Schächelmeßern. Irret die Spieltheater nicht! steht
Jesus Sirach zweieunddreißig Vers fünf. Wollen sie euch aber
beirren, so laßt euch nicht. Auch nicht von ihnen, den erhabensten
der Aestheten, die ganz oben in weltferner Höhe sitzen,
vergüßt ob sich selber, verunken in das Glück der Selbstver-
achtung, und tanzen an ihrer Kadelchnur. Sie sollte man
übrigens tanzen lassen, — wenn sie nur nicht produzierten! Und
dann kommt es:

Ihr aber, ihr Dichter, ob jung, ob alt, ob hoch, ob gering,
kellt euch mit beiden Weinen fest auf die Erde
Reimt an die Hand, wenn etwas eure Hülfe sucht, wartet und
schützt und fährt drein, jeder nach seinen Gaben und seinem
Vergnügen! Greift zu! Und greift an! Denn die
Zeit hat ihre Not. Und arbeitet an der Zeit.
Laßt euch nicht mit künstlerischen Ewigkeitsworten bene-
keln — in der Zeit ruft die Ewigkeit.

Ihr, denen das Wort verlihen ist, nicht bloß singen sollt
ihr, ihr sollt auch sagen! Sprechen und reden.
Und wenn sie euch tausendmal verbieten, gerade weil sie
euch verbieten — nicht bloß Künstler sollt ihr sein und Bildner,
auch Helfer, Berater, Freunde und Gefinnungs-
genossen. Ueber den Parteien — was heißt das, über den
Parteien! Jeder ist Partei, und umfomehr, je mehr er selber
einer ist.

Ueber den Parteien ist das graue Nichts.
Und Dichter dürfen keine Schatten sein. Farbe müssen sie
haben! Und Farbe müssen sie bekennen. Kämpfer. Und
Auser im Streit.“

So Max Dreher. Helfen wird das natürlich nichts, denn
die Weltabgewandtheit der meisten unserer gegenwärtig leben-
den Dichter hat viel tiefere Ursachen als den Mangel an gutem
Willen oder auch an Aufrichtigkeit: sie wurzelt in der alten

Unfähigkeit, die Fragen des modernen Lebens zu verstehen und
zu behandeln. Aber trotzdem hat dieser Appell seine Bedeutung,
denn er zeigt, daß selbst in den Reihen der Dichter die Erkennt-
nis darüber aufdämmt, wie sehr sie auf falschen Wegen wan-
deln und wie sehr eine Abkehr davon notwendig ist.

Für unsere Frauen.

Sozialistische Erziehung im Hause.

k. r. Vor kurzem besprachen wir die wichtige Informations-
schrift der Genossin Zies „Gewinnung und Schu-
lung der Frau“. Hierbei wiesen wir darauf hin, wie die
Partei zur Unterstützung und Vertiefung unserer Frauenbewe-
gung eine ganze Brotschürefolge schafft unter dem Uebertitel
„Sozialdemokratische Frauenbibliothek“.

Verufene Autoren besprechen darin im sozialistischen Lichte
allerlei wichtige Gesellschaftsfragen, die die Frauen insbeson-
dere berühren.

In einer der letzten dieser Brotschüren richtet nun Käthe
Dunker seine verständliche Worte an die Eltern — und
besonders an die Mütter — um die Kindererziehung im
sozialistischen Geiste zu beeinflussen. Die Schrift trägt den
Titel

„Sozialistische Erziehung im Hause“.

Es liegen ihr Gedankengänge zugrunde, die in einer Reihe von
Jahren in Diskussionsabenden mit Genossinnen noch vertieft
wurden und zur Reife kamen und dann auf der 5. Frauenton-
ferenz 1908 in Nürnberg von der Verfasserin vorgelesen wur-
den. Ueber den Rahmen ihres damaligen Referats ist aber
ihre jetzige Schrift weit hinausgewachsen.

Sie geht vom Grundsatze aus, daß als der wich-
tigste Erziehungsfaktor immer noch die Fa-
milie, das Haus da steht. Mag die Schule noch so wich-
tig sein — sie spielt die Hauptrolle nur in der geistigen Aus-
bildung; für die eigentliche Erziehung, d. h. die Charakterbil-
dung, kommen die Eltern, kommt die Familie, das Haus haupt-
sächlich in Frage.

Die alte Familie der Vergangenheit, die
Bauernfamilie auf dem Lande mit ihrer Welt von Haus und
Hof, Stall und Scheuer, Garten und Feld, die kleine Hand-
werkerfamilie in der Stadt mit ihrer innigen Verbindung von
Haus und Werkstatt, alles Lebensgemeinschaften, in denen die
Kinder von früh an die Eltern bei der Arbeit sahen, in denen
sie neben den Eltern in nachahmendem Spiel, dann mit be-
wusstem Ernst die kleinen Hände rogen, in denen sie unter der
Zucht der Eltern auf allen Wegen ihrer eigenen Welt behütet
wurden — diese alten Produktions- und Konsumtionsgemein-
schaften, in denen der Kinderarbeit nicht die körper- und geist-
lähmenden Gefahren der heutigen kapitalistischen Kinderarbeit
anhafteten, sind längst untergegangen. Aus der Handarbeit
ist die Maschinenarbeit, aus der Werkstatt die Fabrik geworden;
Wohnung und Arbeitsstätte sind getrennt, die Arbeit ist aus
dem Gesichtskreise der heranwachsenden Jugend gerückt. Sie
verbirgt sich hinter himmelhohen Mauern, sie ist eine Welt für
sich, in die das Kind nur selten hineinblickt. Es bekommt allen-
falls die Rohprodukte und die fertigen Erzeugnisse der Arbeit
zu sehen. Den Menschen bei der Arbeit sieht es nicht, und der
stärkste Erziehungsfaktor ist damit ausgeschaltet.

Als unter dem Kapitalismus die produktive Arbeit das
Heim verließ, zog sie die einzelnen Familienglieder nach sich
Zuerst den Vater. Ihm bleiben in fast allen Klassen der Ge-
sellschaft zur erzieherischen Beeinflussung seiner Kinder nur die
Sonntage und ein paar müde Abendstunden übrig. In zahl-
losen Familien muß auch die Mutter der Erwerbsarbeit außer
dem Hause nachgehen. In der Zerstückung der Familie kommt
die enge Großstadtwohnung. In jeder Beziehung ist es
schwerer geworden, der elterlichen Erziehungsaufgabe gerecht
zu werden — schwerer, während zugleich die Anforderun-
gen an den jungen Menschen außerordentlich gestie-
gen sind. Allein durch das großstädtische Leben, durch die
weiten Schulwege bei dem stets wachsenden Verkehr ist das
Kind weit früher auf sich selbst gestellt. Die Schauspieler, die
Automaten, die Kinematographen bergen gar vielseitige Ver-
führungen und sittliche Gefahren. Vor allem das frühe Ein-
treten in das Erwerbsleben außer dem Hause, das den laum-
der Schule Entwachsenden oft schon wirtschaftlich unabhängig
macht, setzt ein hohes Maß von Selbstständigkeit, von sittlicher
Festigkeit und Reife voraus.

In diesem Zusammenhang klingt gar überzeugend die For-
derung der Verfasserin, durch Verkürzung der Arbeits-
zeit beiden Eltern wieder die Zeit zu geben, sich ihren Kin-
dern zu widmen, die Forderung nach umfassender Woh-
nungsreform, nach pädagogischer Vorbildung beider Ge-
schlechter, die mit der Fortbildungsschule zu erlärmen wäre.